



Niederdeutsches Heimatblatt

Nr. 13.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1925.

Heimat.

Leuchtend rote Heide seh' ich vor mir steh'n,
Meines Herzens Sehnsucht nach der Heimat zieht,
Wo des Meeres Rauschen mich so oft entzückt,
Dorthin mücht ich eilen — einmal noch zurück.
Wo als Kind ich spielte an dem Meeresstrand
Rote Heide pflückte und zum Kranz sie wand.
Wo des Fischers Danklied auf zum Himmel steigt
Und die volle Mehre sich zur Erde neigt.
Rauschet nur vorüber — Träume sel'ger Zeit,
Sagt der Heimat Grüße — nichts vom Herzeleid.

Emi Sofia Braden-Möhrling.

Worpswede.

Da liegt er nun vor uns, dieser Ort, der durch seine Kunst und seine Künstler der ganzen Welt bekannt ist, hingelagert am Fuße und am Abhange eines Berges, der vielen Besuchern ebenso geheimnisvoll und eigen erscheint wie die Worpsweder. Kunst selbst. Schon zur Bronzezeit muß diese „Insel“ in der „morastigen Gegend mit vermishtem Wasser“ bewohnt gewesen sein. Urnen- und Waffenfunde bekunden es. Dann aber von vielen Jahrhunderten kein Lebenszeichen! Erst im Jahre 1218 wird „Worpswede“ zuerst erwähnt, als das Kloster Osterholz die Hälfte des dortigen Zehnten erhielt. 1221 bekam es vom Grafen Heinrich v. Wölpe mit Genehmigung des Pfalzgrafen Heinrich vier Hufen in Worpswede und 1244 vom Erzbischof Gerhard den andern halben Zehnten. Im Jahre 1312 schenkte die Markgräfin Margarete und die Markgrafen Johannes und Otto von Brandenburg „zum Heil ihrer Seelen“ dem Kloster Osterholz „die halbe Insel Worpswede“, vier Hufen groß, der Herzog Heinrich von Sachsen aus demselben Grunde ein größeres Gut. An der sehr steil abfallenden Südseite des Berges ließ der Landgraf Friedrich von Hessen-Eschwege um 1650 ein Lustschloß erbauen, dessen Reste vielleicht in der jetzigen Schlossscheune zu finden sind. Auch ließ er Fischteiche bei der jetzigen Mühle und einen Entenfang an der Hamme anlegen. Dem Landgrafen waren von den Schweden die Einkünfte der beiden Klöster Osterholz und Lilienthal verlichen. Er starb aber schon im Jahre 1655 im Kriege gegen die Polen. Die Anlagen am Wehberg verfielen, damit war die „fürstliche“ Periode in der Geschichte Worpswedens vorüber. Dem Ort war es nicht vergönnt, sich eines adeligen Hauses zu werden.

Dafür wurde Worpswede aber bald ein Mittelpunkt auf wirtschaftlichem und geistigem Gebiete. Denn es kam nach und nach die Kultivierung des Teufelsmoors. Worpswede war die durch die Natur gegebene Zentrale für die entstehenden Moorkolonien, und so wurde dort auch die Kirche (von Findorf) erbaut. Als sie am 1. April 1759 durch den Generalsuperintendenten Johann Hinrich Pratje eingeweiht wurde, war der Andrang der Moorbauern so groß, daß die an der Kirche zur Aufrechterhaltung der Ordnung aufgestellten Soldaten bis an den Altar gedrängt wurden. Inzwischen ging die Kolonisation des Moores rüstig vorwärts, und der Herzog von York traf in Worpswede ein, um die Arbeit zu besichtigen. Wieder ein Fest! Eine große Volksmenge ist versammelt. Aber Findorf passiert beim Hinabfahren des Berges das Unglück, vom Kutschbock zu stürzen und einen Beinbruch zu erleiden. Während der Kur glich seine Kranken- wohnung, wenigstens an Sonntagen, einer Börse, wo sich jeder- mann nach dem Gesundheitszustande seines Vaters Findorf er-

kundigte. So ist es nicht zu verwundern, wenn Worpswede auch fernerhin das Andenken Findorfs pflegte. Seit 1793-94 steht auf dem „Findorfberge“ sein Denkmal, „dem tätigen Förderer dieser Moorkolonien von dessen Freunden und Verehrern.“ Und wenn in der Folge das Andenken des „Vaters der Moorbauern“ geehrt wurde, so war Worpswede immer der gegebene Ort dazu.

Aber brechen wir jetzt auf und gehen hinüber in jenes Gehölz. Dort steht, umrahmt von dunklen Föhren, der schlichte Denkstein von Granit, einfach und fest, wie die Moorbauern selbst. Auch die Kirche, die wir jetzt besuchen, ist ein einfacher Backsteinbau, ohne Prunk und besondere Zier. Der Kirchhof birgt als Sehenswürdigkeit eigentlich nur das Grabmal der Künstlerin Paula Modersohn-Beders. Damit kommen wir schon auf die letzte Periode in der Entwicklung Worpswedens.

Im Mittelpunkt steht nun die Kunst. Wie war's doch noch? Im Jahre 1884 besuchte der junge Künstler Fritz Mackensen zufällig eine bekannte Familie in Worpswede. Dieser erste Aufenthalt war für ihn von entscheidender Bedeutung. Begeistert lehrte Mackensen bald nach Worpswede zurück und brachte Gleichgesinnte mit: Hans am Ende, Otto Modersohn, Heinrich Vogeler, Fritz Overbeck und Carl Winnen. Mackensens erstes Moorbild, „Gottesdienst im Freien“, entstand, und nachdem die ersten Schwierigkeiten durch eine glänzend aufgenommene Ausstellung in München überwunden waren, war eben das da, was wir „Worpsweder Kunst“ nennen. Jetzt wirken von den sogenannten Malern nur noch Mackensen und Vogeler in Worpswede, Modersohn lebt in Fischerhude, Winnen, Overbeck und Am Ende sind gestorben, letzterer Frontkämpfer. Aber der Kreis der Künstler hat sich immer mehr erweitert. Neue Ideen sind entstanden. So kann man von alter und neuer Worpsweder Kunst reden.

Gehen wir nun eben durch die beiden bekanntesten Kunstausstellungen. Bei Seelamp treffen wir gute alte Kunst in den Werken von Krummacker, Seelamp, Emmy Meyer, Heinrich Vogeler („Triptichon“, „Nokoko“) Tügel gehört der neuen Richtung an. Philine Vogelers Ausstellung bevorzugt mehr die letztere (Mollmar, Professor Hoetger, Fritz Wobhoff), hat aber auch Werke von Theodor Herrmann, Heinrich Vogeler und Paula Modersohn-Beders.

Ein Gang durch den Ort zeigt uns recht stattliche Bauernhöfe, schmucke Villen und oft sehr eigenartig gebaute und bemalte Künstlerhäuser, alles bei dem beständigen Wechsel von Berg und Tal recht eindrucksvoll. Nach Ostendorf hinaus treffen wir auf die bekannten Siedlungen (Arbeitsgemeinschaften) „Varkenhof“, „Dietrichshof“ (der abgebrannte und wiederaufgebaute „Brunnenhof“), „Virkenhof“ und den „Sonnenhof“. Ferner erregen unser Interesse Prof. Hoetgers Kunststätten für Metallarbeiten, Töpferei und Bastarbeiten, Müllers Künstlerpresse u. a. m. Auf allen Gebieten der bildenden Kunst wird in Worpswede ein tüchtiges Stück Arbeit geleistet.

Wenn wir auf dem Rückwege noch einmal wieder über den Berg gehen, so kommen wir zum vielumstrittenen Niedersachsenstein Bernhard Hoetgers. In Verbindung mit einem Helldenhain und mit rings aufgerichteten Gedenksteinen für die im Kriege Gefallenen bildet er ein imposantes Wahrzeichen des Wehberges. Vom Denkmal aus genießt man eine prachtvolle Aussicht über die weite, ebene Landschaft, die vor uns im Abendsonnenschein ausgebreitet liegt. Dort schlängelt sich das silberne Band der Hamme durch die fast unübersehbare Wiesenfläche; ganz im Hintergrunde ahnt man die Höhen von Oldenbüttel, Scharnbeck und Ritterhude. Und hier hinüber liegen sie ausgebreitet, die Moorkolonien, Findorfs Werk. Wogende Kornfelder, frischgrüne Wiesen und Weiden bedecken nun die Gegend, die „durch die strafende Hand

Gottes verordnet war zu einer Plage für die Menschen, die in alten Zeiten hier gewohnt haben."

Beim letzten Strahl der Abendsonne verlassen wir den Ort, der uns an einem einzigen Tage Einblicke in Kunst und Leben geben kann, wie selten einer.

Von deutschen Familiennamen.

(Fortsetzung von Nr. 12, 1924.)

Von D. M.

(Nachdruck verboten.)

Wir wenden uns zu einem anderen Abschnitt und führen diejenigen Familiennamen auf, die ihren Ursprung von

2. Tagen, Tages- und Jahreszeiten

herleiten. Hierzu, wie zu einigen der folgenden Abschnitte sei im Voraus bemerkt, was übrigens in der Natur der Sache liegt, daß häufig und sogar zumeist der einzelne Name an sich nichts besonders Auffälliges bietet — obwohl sich auch eigentümliche genug finden —, daß aber die nicht selten fast lückenlose Einheit des Abschnittes unser Interesse in Anspruch nimmt. Wir dürfen wohl betonen, daß wir eben in dieser Zusammenstellung, etwas wesentlich Neues zu geben glauben, die wir noch in keinem einschlägigen Werk gefunden haben.

So ist der Familienname Sonntag nicht selten und derjenige Freitag (Freitag) noch häufiger, aber daß es außerdem die Namen Montag, Mittwoch, Donnerstag und Sonnabend gibt, also von den sieben Wochentagen nur der Dienstag (unseres Wissens) als Familienname nicht vorkommt, dürfte doch ziemlich wenig bekannt sein.

Wie man aber dazu gekommen sein mag, jemanden nach einem Wochentag zu nennen, läßt sich leicht vermuten. Es wurde wohl Kindern, deren Eltern in Kriegen oder sonstwie umgekommen oder verschollen waren, und deren Familienname nicht feststand, die man aber auch nicht, was einzeln doch vorkommt, „Ungeannt“ oder „Findeling“ nennen wollte, also Findlingen im weiteren Sinne des Wortes, als Name der Tag gegeben, an dem man sie aufgenommen hatte. Man denke nur an Robinson Crusoes Freitag und dessen Vater Donnerstag. Uebrigens wird der Name Freitag, der vielfach in älterer Form Freitag geschrieben wird, einzeln auch als „Frydag“ festgestellt und hat dann mit dem Wochentage nichts zu tun, sondern hängt mit altem deutschen Rechtsgebrauch und dem Vorherrschen bei Rechtsprechungen zusammen, ebenso wie Freitager. Uns ist ein Beispiel bekannt, daß ein Träger des Namens Freitag, genauer von Freitag, ihn vor einigen Jahrzehnten auf seine ursprüngliche Form „von Frydag“ hat zurückführen lassen. Nebenher sei bemerkt, daß es unseres Wissens den Familiennamen Samstag (= Sabbatstag) nicht gibt, wohl aber denjenigen Altdag in verschiedenen Variationen, Altag usw. Möglicherweise, daß sein erster Träger so genannt wurde, weil er oft und gern den Ausdruck „alle Tage“ im Munde führte.

Als Namen nach Tageszeiten treten auf: Mittag, Abend, (Feherabend, Abendrot) und Mitternacht (alte Form für Mitternacht), während Morgen (und Morgenrot) fehlt und Morgenstern auf die Waffe zurückzuführen sein wird.

Wir kommen nun zu solchen Familiennamen, die nach bestimmten Tagen des Jahres gegeben worden sind, sei es nun nach Geburts- oder Auffindungstagen, und notieren, dem Laufe des Kalenders folgend: Niejahr, Fastabend (in Ostfriesland Fastlaam, wobei der Buchstabe e nicht lautet) = Vorabend vor Fastnacht, sowie Fastnacht = Fastnacht, während Dichtmeß auffälligerweise fehlt, und Langjahr = Schaltjahr, Name für einen am 29. Februar Geborenen oder Aufgefundenen. Weiter: Charfreitag, Ostern, Ostertag und, was dasselbe ist, Paschedag (Passatag), verderbt in Paschedag und Paschedach, Himmelfahrt, Pfingsten, Allerheiligen (vielfach, aber Allerheiligen nicht), dem das französische Toussaint entspricht, sowie Weihnacht (französisch Noël), und das allgemeinere Heiligtag, das vielleicht aus Allerheiligen entstanden ist. Für „Himmelfahrt“ findet sich auch einfach „Aufahrt“. — Als Monatsnamen sind uns keine Familiennamen bekannt, da März (Merz), Mai, Julius und August nicht als solche anzusprechen sein werden, dagegen sind die Jahreszeiten, Frühling, (Lenz gehört nicht hierher, da es Abkürzung von Lorenz, Laurentius, ist), Sommer, Herbst (als „Herbst“ schon 1315) und Winter vollständig vertreten. Ihr Gebrauch ist offenbar nicht so leicht zu erklären, wie der von Tagen.

Ein hohes Alter weisen, allerdings nicht ohne Ausnahme,

3. die Verwandtschaftsnamen

auf. Hier finden wir in aufsteigender Linie: Vater (als Vater schon 751), Altvater, Vostvater (beides gleich als Großvater) und Stiefvater, daneben Kindervater, Bielvater und Landesvater, während Vadder auch Gebatter sein kann, das am Rhein mehrfach als Rumbier, französisch compère, auftritt; ferner Mutter (Moter schon 772), Ohm (Oehme, Oehmeke, Oehmichen) und Oheim, älter Oheimb, was eigentlich nur Mutterbruder, später auch Vatersbruder bedeutet, aber nicht Onkel. Dann in der Seitenlinie Bruder (Broter schon 752) und Brörken (Brüderchen), Schwager (auch Ketschwager, Altschwager, Wittschwager, Kleinschwager und Herrschwager), Vetter (Vettermann, Trautvetter und Vetterle, auch z. B. Deinetetter = Vetter Heinrich) und in absteigender Linie Sohn (Söhnlein, Modersohn, Soenneken), Kind (Kindgen, Liebestind, Süßkind, Herrntind), Tochtermann, Eidam (Kleineidam), und Neff,

was Neffe bedeuten wird, da es auch in der alten Form Nevo vorkommt, endlich Eninckel, verderbt aus eninckil = Enkel. Im Zusammenhang damit stehen die Familiennamen Bräutigam (Brentigam, Brüdgam), Braut, Wittiber = Witwer, älter Wederwer, während Wittmann dasselbe bedeuten, aber auch von „wid“ = Wald abgeleitet werden kann. Auffällig ist „Jungfer“, so auffällig, daß man es aus dem öfter vorkommenden „Jungwirt“ verderbt glaubte, doch ist es schon 1390 als Johannes dictus virgo = genannt Jungfer, bezeugt, so daß man vielmehr Jungwirt als aus Jungfer verderbt ansprechen möchte, wenn dem nicht der ebenso oft vorkommende Name Altwirth entgegenstände. Nachzutragen ist Bankert und Bangert, gleich Bastard, unechter Sohn, und Säugling.

4. Familiennamen nach Geldstücken und Geldsummen.

Viele unter ihnen knüpfen an Pfennig, älter Penning, an, und wir nennen außer diesen beiden, die die Grundform bilden, Bapfennig, Redepfennig (= richtiger Pfennig), Wehrenpfennig (dasselbe?), Weispfennig, älter Wittpenning, Gildpenning, Bucherpfennig, Schimmelpfennig (= Geizhals, bei dem die Pfennige „verschimmeln“) und Rüssenpfennig (Rüstenpfennig), was aber nicht einen Geizhals, der den Pfennig klist, bedeutet, sondern den Sparsamen, der auf jeden Pfennig „klist“, d. h. sieht. Vergleiche: Riefewetter, der auf das Weiter sieht, weiterkundig ist.

Dreier (Dreyer) wird mit dem Geldstück nichts zu tun haben, sondern einen Dreher, Drechsler, bedeuten, z. B. Schötteldreier, der hölzerne Schüsseln macht. Unsicher ist auch Scller: die zuerst in Hall, Schwaben, geprägte Münze kann ihm den Namen gegeben haben, aber dieser kann auch von Hilbi = Kampf herkommen, vergliche Hildebrand und Hildegard; doch gehört Wierheller sicher hierher. Ebenso ist es mit Schilling, das mit Schild zusammenhängen wird, und andererseits wieder mit Silbenschilling. Fraglich ist auch Kreuzer (Kreuzer), das nicht von der ursprünglich ein Kreuz tragenden Münze zu kommen braucht, aber von ihr kommen kann, und Silber, das mit der Wadestube (daher der Name Wadstüber) zusammenhängen wird. Fraglos dagegen ist Gulden hierher zu rechnen.

Familiennamen nach Geldsummen, die für Befreiung aus der Leibeigenschaft bezahlt wurden, sind nachweisbar: Siebenmark, Mäuzigmark (schon 1289 = Reunzigmark) und Hundertmark (1250), sowie Dufendbund, nämlich tausend Pfund Scller, eine oft genannte Geldsumme. Vermutlich wird es ähnliche Namen noch mehr geben. (Fortsetzung folgt.)

Chronik von Landwührden.

Besprochen von Dr. G. L. (Bremervarden).

(Nachdruck verboten.)

Im Selbstverlage des Heimatbundes der „Männer vom Morgenstern“ ist dies Buch erschienen. Wir sind es gewöhnt, an Veröffentlichungen dieses regen Vereins mit besonderen Erwartungen heranzugehen.

Zunächst: Alle Achtung, daß die Mittel zur Herausgabe dieses Buches beschafft werden konnten! Es umfaßt nicht weniger als 340 Druckseiten, ist einfach aber dauerhaft gebunden und enthält eine Reihe von Bildbeigaben. Die Leistung ist um so mehr zu beachten, als das behandelte Gebiet nicht wesentlich mehr als eine halbe Quadratmeile Landes umfaßt.

Die Forschungsarbeit an dem Buche erstreckt sich im wesentlichen auf die Neuzeit, d. h. auf das 17. bis 20. Jahrhundert. Die Nachrichten aus dem Mittelalter sind fast ausnahmslos Zusammenstellungen aus schon gedruckten Werken, in der Hauptsache aus Sello: „Beiträge zur Geschichte des Landes Wührden“ bzw. aus den in diesem grundlegenden Werke angeführten Quellen. Daß Verfasser diese Nachrichten übernimmt, ist für das Buch gewiß kein Nachteil, da die umfassende Sachkenntnis Sellos eine weitgehende Sicherheit des Tatsachenmaterials verbürgt. Gefährlich ist es hingegen, ohne überzeugendes Beweismaterial den vielerfahrenen Sello verbessern zu wollen. Wir kann wenigstens das Beweismaterial nicht genügen, wenn Ramsauer Sello Behauptung, daß die Bewohner des Landes Friesen waren, friesisch ihr Recht, friesisch ihre ältesten Personennamen, dahin „kehr der Einschränkung“ unterwirft, daß: eine friesische Oberschicht wohl anfangs gewesen, doch traten schon in den ältesten Urkunden sächsische Namen auf, und später wurden die friesischen Familien immer weniger, da ihnen der Zuzug fehlte, während der von der sächsischen Geest groß war. Jetzt ist der Prozentsatz der Friesen im Land Wührden wohl ganz gering. — Da die Frage ihres Ursprunges die Bevölkerung jedes Landes, so auch Landwührdens, interessiert, so kann ich es mir nicht versagen, auf R.'s Behauptung etwas näher einzugehen. Wenn man in den friesischen Dokumenten seit etwa dem Anfange des 14. Jahrhunderts die Zunahme des flämischen Einflusses bei den westlichen friesischen Küstenstrichen und die Vermischung mit der plattdeutschen Sprache, auch in bezug auf neue Namen, in unseren östlichen Landstrichen wahrnimmt, so muß man sich, meine ich, hüten, anzunehmen, daß darin der Beweis für eine besonderte starke Vermischung mit den benachbarten Völkern liege. Es ist mir bekannt, daß man der starken Blutvermischung der Friesen mit der sächsischen Geestbevölkerung sogar ein medizinisches Mäntelchen umgehängt hat, steht doch allen Ernstes in Ehrentaum friesischem Archiv I zu lesen, daß „die Bevölkerung unserer Maris nach ärztlicher Annahme in 100 Jahren vollständig aussterben

muß, wenn sie nicht aus dem benachbarten Geestlande ergänzt wird.“ Dieser Satz ist ebenso falsch für vergangene Zeiten, in denen zwar Fieber und ungesundes Klima viele dahintrastete, wie für die Jetztzeit. Trotz des reichen Kindersegens früherer Zeit hat sich die Bevölkerung nie stark vermehrt. Aber wie hätte eine Vermischung mit der wohl nicht eben hygienischer lebenden Geestbevölkerung die womöglich schon mehr immunen Marschbewohner gegen die klimatischen Feinde stählen können?!

Die Ungleichung in Sprache und Gebräuchen der Küstendistrikte an das sächsische Hinterland ist aber eine notwendige Folge des Verkehrs und der Handelsbeziehungen, die zum Absatz der reichen Produkte entstanden, besonders mit Bremen. Dieses ungemein vielseitige Verhältnis gerade zu Bremen wird von R. (pg. 15) anschaulich geschildert. Wenn sich nun aber ein friesischer Bauer einmal seine Geliebteste von der sächsischen Geest holt, dann machen Land und Luft seine Kinder und Kindeskinde doch wieder zu echten Friesen. Will man dieser Auffassung mit naturwissenschaftlichen Theorien zu Leibe, dann muß man die Existenz von Volksstämmen überhaupt leugnen.

Ramsauers Auffassung in Ehren, er hat vielleicht Beweismaterial für seine Ansicht im Schreibrisch, für die Enklave Landwührden mögen immerhin besondere Verhältnisse vorliegen, daß er aber gerade einen Gewährsmann wie Marich von Witten vorschickt, ist ein unglücklicher Griff. Dieser königlich dänische Kommerzienrat M. v. W. hat zwar vieles geschrieben, aber die verlässlichen Oldenburger Geschichtsschreiber haben ihn stets als unverlässlich und fehlerhaft abgeschüttelt. Wenn Ramsauer nach M. v. W. zitiert, daß noch bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts das „Heergewede“ nach sächsischem Gebrauch in Landwührden üblich gewesen sei, so steht doch dem entgegen, daß über das Heergewäte und Frauengewede in Landwührden von jeher Unklarheit herrschte (eben, weil es kein friesischer Rechtsbegriff war), so daß der Landesausschuß 1754 erklärt, daß keine Form und zuverlässige Nachricht im Lande vorhanden, worinnen dieses Heergewäte und Frauengewäte eigentlich bestehe“ (vgl. Sello pg. 68).

Selbst meine also, daß die Frage der Stammeszugehörigkeit der Landwührder durch Ramsauers Buch noch nicht endgültig geklärt ist. Die neueren wissenschaftlichen Untersuchungen von v. Nitzschhofen in bezug auf Landwührden beweisen unzweifelhaft, daß die älteren Bewohner echte Friesen sind.

Die geschichtliche Entwicklung Landwührdens unter den verschiedenen Herrschaften: der Oldenburger Grafen (bis 1408), unter Bremens Pfandherrschaft (bis 1511), wieder unter den Oldenburger Grafen (bis 1667), unter Dänemark (bis 1773) und neuerdings unter Oldenburg wird auf den ersten 57 Seiten des Buches gegeben. Man liest mit großem Interesse die Begebenheiten z. B. in der dänischen Zeit. Eingestreute freundliche Episoden, wie die Reise des Hansmanns Johann Juncken als Landesbevollmächtigter nach Kopenhagen, wird manchem Landeskinde ein Schmunzeln ablocken, auch die Ereignisse in der französischen Zeit werden aufmerksame Leser finden.

Den weitaus breitesten Raum des Buches nehmen Lokale und persönliche Nachrichten ein, die für die Landeskinder — für solche ist die Chronik in erster Linie geschrieben — wissenswert und interessant sind; für den größeren Leserkreis sind sie in ihrer Breite naturgemäß leicht etwas ermüdend. Die höheren Herstellungskosten mögen Verlag und Verfasser von der für solche Werke empfehlenswerten Drucktechnik abgehalten haben, nicht allseitig Interessierendes, wie Aufzählungen von Einzelheiten, Tabellen, Zitate aus den Hausbüchern u. a. unter dem Textstrich in kleinerem Druck zu bringen, es erhöht die Uebersichtlichkeit für jeden Leser. 46 Seiten des Buches handeln von Deichen und Fluten; es entspricht die eingehende Darstellung der Sturmfluten der ungeheuren Bedeutung dieser Naturereignisse. Schon die nüchterne Aufzählung der nackten Tatsachen ist packend, packender als dramatische Schilderungen, weil sie ehrlicher ist.

Wörtlich (mit wenigen Kürzungen) abgedruckt ist ein Bericht des Pastors Langreuter über die Flut vom 3. und 4. Februar 1825, der verderblichsten Wassersnot, die (soweit Nachrichten reichen) jemals Landwührden getroffen hat. Der Bericht umfaßt in R.'s Chronik allein 15 Druckseiten.

Ein kürzerer Abschnitt handelt von Witterung und Ernten, Krankheiten und Viehseuchen. So wird z. B. dabei zum Jahre 1782 von einer Grippeepidemie nach dem Kirchenbuch zitiert. Die Influenza sei aus Rußland gekommen, habe sich über ganz Europa bis nach Lissabon verbreitet. Ganze Städte und Dörfer seien davon überfallen worden, sogar die im Kriege begriffenen englischen und französischen Flotten. „Einige Naturforscher haben die Ursache dieser sonderbaren Epidemie, die auch vor 100 Jahren ebenfalls soll geherrscht haben, davon herleiten wollen, daß von der außerordentlichen Hitze des vorigen Jahres, das Eis in dem nördlichen Eismeere aufgetaut sei, davon Dünste entstanden, die solche Krankheit verursacht hätten. (1)

An einen engeren Interessentenkreis wenden sich nun die folgenden Nachrichten, die in 21 gesonderten Abschnitten historische Nachrichten über ebensoviel Ortschaften Landwührdens geben. Bei diesem Abschnitte kommt dem Verfasser seine langjährige Kenntnis von Land und Leuten vorzüglich zustatten, und er scheut sich erfreulicherweise nicht, die kritische Sonde an mancherlei Ungereimtheiten und Namensverhinzungen zu legen, wodurch er die betreffenden Dertlichkeiten — vielleicht noch rechtzeitig — davon bewahrt, der in den letzten Jahrzehnten so beliebten Sagenfabrikation zum Opfer zu fallen. Mit Recht verweist er die Geschichte von der

Waltenbrücke über die Weser, die die Esenshammer auf der anderen Weserseite gelenkt haben sollen, in das Reich der Fabel. Eigentümlicherweise läßt aber Ramsauer die von Wisbeck übernommene Meinung bestehen, daß der (in der Luftlinie nach Esenshamm wiesende) Friesenweg ein alter Kirchweg der Butjadinger nach Bramstedt gewesen sei, eine Behauptung, die — an sich unverständlich — auch wissenschaftlich längst widerlegt ist. (Sello: Territoriale Entwicklung, § 202.) Dieser Weg ist nichts anderes als der Kirchweg der (Wührdener) Friesen nach der Kirche zu Bramstedt, ehe die Dedesborfer (1050) ihr erstes Gotteshaus besaßen.

Die „Hegentuhle“ entkleidet Ramsauer ihrer sagenhaften Natur, indem er angibt, daß sie früher „Hedde Hasen Ruhle“ geheißt habe. Sichtlich der Schwingenburg räumt er mit den oft zu hörenden und abgedruckten Fabeln von den Hasen und Gräfinnen von der Schwingenburg auf; solche hat es nie gegeben.

Die laienhaften Bedeutungen, die unberufene Wortklärer den Namen „Kniepe“, „Kollhusen“ u. a. beigelegt haben, lehnt Ramsauer ab, bei anderen, deren Deutungen ihm nicht klar erscheinen, verzichtet er — und das muß hoch anerkannt werden — auf Erklärungen und überläßt solche späteren Untersuchungen und glücklichen Funden.

Auf weiteren 27 Textseiten werden die Personalien der 19 evangelischen Pastoren seit der Mitte des 16. Jahrhunderts, hauptsächlich nach den Kirchenvisitationsprotokollen, abgehandelt. Ueber ältere Prediger sind einige Bruchstücke von verstreuten Nachrichten abgedruckt. Es folgt dann ein kurzer Abschnitt über das Verhältnis der Dedesborfer zu den Bütteler Pastoren, deren Dienstobliegenheiten trotz der politischen Grenzen (die Bütteler Kirche ist hannoversch, ein Teil der Häuser auf beiden Straßenseiten oldenburgisch) ineinandergreifen und deren Amtsgeschäfte insolgedessen zu häufigeren Zwistigkeiten führen.

Kulturbistorisch interessant noch als die Abschnitte über das kirchliche Leben sind die Nachrichten über die Schulen, bzw. über die Küster und Lehrer. Das Erziehungswesen lag bis 1800 (wo die ersten, auf dem Oldenburger Seminar vorgebildeten Lehrer erschienen), arg darnieder. Das findet beredten Ausdruck in der jämmerlichen wirtschaftlichen Lage, in der man die Lehrer beließ. Ich muß es mir versagen, auf Einzelheiten einzugehen.

Nach kurzer Kritik an den Angaben anderer Autoren über die als Amtsverwalter Landwührdens genannten Personen aus der Zeit des bremischen Pfandesitzes zählt Ramsauer die seit der oldenburgischen Verwaltung (1518) aufgetretenen Vogte und Amteleute, soweit er Nachrichten darüber gefunden hat, auf und druckt einige Nachrichten über sie ab. Mit dem Jahre 1879 verliert Landwührden seine selbständige Verwaltung und wird mit dem Oldenburger Amt Ovelgönne zu dem Amte Brate vereinigt.

Einige Nachrichten über Kirchen-, Pfarr- und Küsterland, sowie über einige Einnahmequellen der Pfarre und Küsterei folgen, dann einige Mitteilungen über die kirchlichen und Schulgebäude.

Interessante Einblicke in die kulturellen Verhältnisse bieten die Abschnitte „Von alten und neuen kirchlichen Gebräuchen“, „Von Andersgläubigen“ und „Von den Kirchenvisitationen“.

Ein nochmaliger Abdruck des „Wührder Landrecht de Anno 1574“ beschließt die umfangreiche und verdienstvolle Chronik von Landwührden.

Wenn wir uns des Wertes aufrichtig freuen müssen, so können wir uns nicht versagen, auf ein paar wichtige Einzelheiten redaktioneller Art hinzuweisen, die wir den — hoffentlich zahlreichen — Verfassern von Gemeinde- und Landeschroniken ans Herz legen möchten. Zunächst: Zu einer wissenschaftlichen Chronik, die das Lokale ausführlich behandelt, gehört ein Lageplan, möglich auch eine Flurkarte. Weiterhin müssen Fußnoten bei allen wichtigeren Tatsachen auf die gedruckten sowohl wie die ungedruckten Quellen hinweisen, auch der Ort angegeben werden, wo sie lagern, falls es sich nicht um allgemein zugängliche Druckwerke handelt. Gewiß wird der Druck dadurch etwas umständlicher, ich würde aber lieber eine Einschränkung des Textes in Kauf nehmen, als auf diese Angaben verzichten, die jedem wissenschaftlich Weiterforschenden die Arbeit ungemein erleichtern. Ich gebe zu, daß Ramsauer an vielen Stellen Hinweise auf seine Quellen im Text eingestreut hat, man muß mir aber wohl darin Recht geben, daß Hinweise, wie: „Hoffmanns Rechnungsbuch“, „Ganz wahre Nachricht“, „Geschichtliche Nachrichten von Landwührden“ u. a. ohne nähere Angabe, wie: Oldbg. Landesarchiv Lit. Nr. . . . stets noch den Verfasser als Auskunftsstelle in Anspruch nehmen müssen.

Wald, Heide und Moor in Hannover.

(Nachdruck verboten.)

Statistisches über die Verteilung ihrer Böden.

Die jüngsten Wald-, Moor- und Heidebrände haben die Aufmerksamkeit wieder einmal auf die Böden gelenkt, die mit den Eigentümlichkeiten ihrer Landschaft weiten Teilen der norddeutschen Tiefebene, insbesondere Hannovers, das charakteristische Gepräge geben. Zahlenangaben über die Ausdehnung der so beschaffenen Bodenflächen, die sich auf die letzte Statistik der land- und forstwirtschaftlichen Bodennutzung stützen, dürften auch im Hinblick auf das Interesse, das der landwirtschaftlichen Bevölkerung auf solchen Böden entgegengebracht wird, nicht unwillkommen sein. Um die Zahlen verständlicher zu machen,

müssen sie in Vergleich gesetzt werden mit der landwirtschaftlich benutzten Fläche und der Gesamtfläche des Landes. Die katastrisierte Gesamtfläche Hannovers (land- und forstwirtschaftlich benutzten Böden, Dehland aller Art, Haus- und Hofräume, Wege, Gewässer usw.) betrug 3 851 095 Hektar. Von der landwirtschaftlich benutzten Fläche entfielen auf Acker- und Gartenland 1 295 545 Hektar, auf Wiesen 413 740 Hektar, auf Weiden und Gütungen 442 536 Hektar. Von den letztgenannten Weiden und Gütungen werden 256 298 Hektar als geringwertig bezeichnet. Die landwirtschaftlich nicht benutzte Fläche umfaßt an Forsten und Holzungen 687 120 Hektar, an Moor 218 993 Hektar, an Dehland 554 630 Hektar. Die Dehlandsfläche dürfte noch etwas höher anzusehen sein, wenn man den Umfang der vorgenannten geringwertigen Weiden in Rücksicht zieht. Zählt man das landwirtschaftlich nur unvollkommen ausgenutzte Gebiet mit den Moor- und Dehlandsflächen zusammen, so ergibt sich ein Areal von über eine Million Hektar als Objekt künftiger Kulturarbeit. Da das gesamte Acker- und Gartenland der Provinz Westfalen nur 868 056 Hektar umfaßt, so ist es nicht zu viel gesagt, wenn behauptet wird, daß allein in Hannover noch eine neue Provinz zu gewinnen sei.

Nach Regierungsbezirken geordnet verteilen sich Wald-, Moor- und Dehlandsflächen folgendermaßen: Hannover 81 334 Hektar Wald, 28 376 Hektar Moor, 66 627 Hektar Dehland; Hildesheim 191 474 Hektar Wald, 669 Hektar Moor, 4352 Hektar Dehland; Lüneburg 267 869 Hektar Wald, 33 865 Hektar Moor, 213 479 Hektar Dehland; Stade 47877 Hektar Wald, 70 026 Hektar Moor, 118 973 Hektar Dehland; Osnabrück 90 443 Hektar Wald, 57 858 Hektar Moor, 130 681 Hektar Dehland; Aurich 8121 Hektar Wald, 28 197 Hektar Moor, 20 515 Hektar Dehland.

Bereits vor dem Kriege machte sich in der Verteilung von Laub und Nadelwald eine Verschiebung zugunsten des Nadelwaldes bemerkbar. Diese Verschiebung, die sich nach dem Kriege in noch verstärktem Maße fortgesetzt hat, ist eine Folge des schnelleren Wachstums und der größeren Rentabilität der Nadelwälder und anscheinend unaufhaltsam. Die Entwicklung in Hannover läßt die folgende Gegenüberstellung erkennen (in der Nachkriegszeit ist die Veränderung noch nicht wieder statistisch erfaßt worden). Es waren vorhanden: Laubwald 1883: 256 452 Hektar, 1913: 231 779 Hektar; Nadelwald 1883: 263 708 Hektar, 1913: 455 341 Hektar.

Also der Nadelwald nahm auf Kosten des Laubwaldes, zum Teil auch auf Kosten der Dehlandsfläche bereits vor dem Kriege zu. Wie es möglich ist, die besonders feuergefährdeten Nadelwälder durch strichweises Einsprengen von Laubwald bei Neuaufforstungen, durch Freistreichen oder durch landwirtschaftlich benutzte Striche gegen Massenvernichtung durch Feuer zu sichern, ist eine Frage der Forsttechnik, evtl. der Gesetzgebung, und heute besonders aktuell geworden. Seide und Moor sind am besten gegen Brand zu schützen, wenn sie im schnelleren Tempo als bisher unter Pflanz genommen werden.

Wer sind die Besitzer der großen Werte, die durch unsere heimischen Wälder repräsentiert werden? Auf diese Frage gibt die Statistik keine spezielle, sondern nur eine generelle Auskunft. Sie unterscheidet folgende Arten von Forsten mit den auf diesen entfallenden Anteilen: Staatsforsten 235 994 Hektar, Gemeindeforsten 47 604 Hektar, Stiftungsforsten 27 580 Hektar, Genossenschaftsforsten 62 021 Hektar, Fideikommiß-Privatforsten 46 234 Hektar, Sonstige Privatforsten 247 685 Hektar.

Die beiden wichtigsten Gruppen, Staatsforsten und Privatforsten beider Art, sind in den Regierungsbezirken wie folgt verteilt: Hannover 27 652 Hektar Staatsforsten, 25 260 Hektar Privatforsten; Hildesheim 100 681 Hektar Staatsforsten, 24 247 Hektar Privatforsten; Lüneburg 74 846 Hektar Staatsforsten, 148 586 Hektar Privatforsten; Stade 17 927 Hektar Staatsforsten, 21 153 Hektar Privatforsten; Osnabrück 9448 Hektar Staatsforsten, 72 080 Hektar Privatforsten; Aurich 5428 Hektar Staatsforsten, 2589 Hektar Privatforsten. In den Bezirken Hannover und Hildesheim hat nur je ein Kreis größere Privatforsten, Epte mit 7651 und Ilfeld mit 8471 Hektar. Besonders verbreitet sind die Privatforsten im Regierungsbezirk Lüneburg, wo Kreis Celle-Land 25 356 Hektar, Kreis Nenzen 21 958 Hektar aufweisen.

H. D.

Wo der Weherberg herkommt.

Eine eigenartige Erscheinung in der „morastigen Gegend mit vermemtem Wasser“ ist der Weherberg. Es gibt noch einige „Berge“ im Teufelsmoor, manche Ortsnamen deuten sie an. Aber dieser Weherberg ist etwas ganz Besonderes; er hat etwas Ehrwürdiges, fast etwas Heiliges an sich. Von weit und breit pilgert man zu diesem Berge, um von ihm aus den Anblick der eigenartigen Landschaft zu genießen. Es ist nicht allein der Künstlerort Worpswede, der uns immer wieder anzieht, wenigstens jedes Jahr einmal den Weherberg zu besuchen.

Wie eine Insel ragt der Berg aus der wenig bewegten Landschaft hervor. Mit seiner Höhe von 51 Metern muß der Weherberg in dieser Umgebung einen gewissen Eindruck hervorbringen. Man hat daher auch viel über die Entstehung des Berges nachgegrübelt, der Gelehrte und auch der naive Moorbewohner. Beide sahen die sumpfige Umgebung, das Teufelsmoor, und von dieser Tatsache aus bauten sie ihre Gedanken über die Herkunft des Weherberges auf.

Der Gelehrte sieht an der Stelle des jetzigen Moores ein großes Wasserbecken. Schon in der Tertiärzeit bildete sich durch tektonische Vorgänge eine Rinne, die durch die Ablagerungen der Eiszeit etwas erhöht, vom abfließenden Schmelzwasser benutzt und neugebildet wurde. Das sogenannte Hamme-Urstromtal bildete die Verbindung des nördlich der Gnarenburger Pforte gelegene Eiste-Urstromtals mit dem großen Aller-Weiser-Urstromtal. In diesem großen dreieckigen Wasserbecken stellt der Weherberg eine Insel dar, die durch die abfließenden Schmelzwasser seine heutige Gestalt erhalten hat. Früher nahm man an, daß der Berg eine Dünenbildung sei. Dagegen spricht die Tatsache, daß die Erdschichten des Weherberges mit denjenigen der Scharnbecker und der Tarnstedter Geest große Uebereinstimmung zeigen. Es muß also früher eine Verbindung bestanden haben. Zudem gleicht auch die Höhe des Weherberges derjenigen der gegenüberliegenden Geeststränder. Wegen seiner isolierten Lage inmitten des Urstromgebietes bietet der Weherberg eine vortreffliche Möglichkeit, das Bremer Land und das Teufelsmoor zu überschauen, nicht nur in ihrer erdgeschichtlichen Gestaltung, sondern auch in ihren verschiedensten Kulturformen.

Der Moorbewohner denkt sich die Entstehung des Weherberges etwas anders. Mancherlei Sagen berichten darüber. So vom Riesen im Teufelsmoor, der das Moor gangbar machen will und zu dem Zweide Sand aus der Bremer Gegend holt. Bei der Gelegenheit gerät ihm ein Sandkorn in einen seiner „Höfchenstängel“, was ihm sehr unangenehm ist. Er schüttelt ihn aus; das Sandkorn fällt zu Boden und bildet den Weherberg.

Diese und andere Sagen liegen wohl dem in plattdeutschen Hexametern abgefaßten Epos: „Dietrich un Metta oder wo der Weherberg herkommt“ zugrunde. Der Verfasser ist Samuel Christian Pape, gest. 1817, als Pastor zu Nordbleda im Lande Hadeln. Nach dieser Dichtung versprach Rugbrok, der Herzog von Sachsen, seine Tochter Metta dem zur Frau, der sein Land von dem „gräßlichen“ Hünen und Menschenfresser Hütklit befreie. Als eine Festlichkeit auf dem Bloßberg stattfand, hieß es plötzlich: „De Hütklit kummt, de Hütklit kummt!“ und alles stob auseinander. Hütklit faßte aber doch zwei Menschenkinder, die Prinzessin Metta und den Fischer Dietrich, aus dem Chantenlande. Wertwürdigerweise fand Hütklit Gefallen an ihnen und verschonte sie. Metta überließ er seiner Frau zum Zeitvertreib. Von Dietrich ließ er sich verloben, zum Fischfang in die Bremer Gegend zu ziehen, wo man die Fische mit den Händen fangen könne. Während der Reise „irrakelte“ Dietrich im Haar des Riesen herum und wies Hütklit den Weg. Bei Bremen wurde eine Schürze voll Sand aufgepackt, um nachher im schlüpfrigen Erdreich nicht auszurutschen. Bald stieg Dietrich herab vom Kopfe des Riesen, um voraus zu gehen, den Grund zu untersuchen. Als er mitten im Moore war, winkte er, Hütklit möge nachkommen. Aber bald sah er bis zur Hüfte im Sumpf. Dietrich lachte ihn aus, und der Riese warf ihm voll Wut die ganze Schürze voll Sand nach, ohne ihn zu treffen. Bald hieß es im Moor: „Jut Moor sitt Hütklit. Düwel un Hütk!“ Man schoß mit „Fitzbogens“ auf ihn, aber die Pfeile schüttelte der Riese ab, als wenn es nur Nadeln wären. Er sank aber immer tiefer in den Sumpf, und da ihm niemand half, mußte er vor Hunger und Glend umkommen. Die Leute aber standen voll Verwunderung vor dem großen Sandhaufen, den Hütklit dem Dietrich nachgeworfen hatte, was sie ja aber nicht wußten, und sagten: „Den hett de Wind dar herweicht.“ Darum wurde er auch Weherberg genannt. Dietrich holte darauf seine Metta, und beide haben noch lange auf der „Wulfsborg“ bei Osterholz gelebt. Das umliegende Sumpfmland in das Dietrich den „Düwel un Hütk“ geworfen hatte, wurde nun „Düwelsmoor“ genannt.

Noch heute hört man von den Moorbewohnern, wenn das Gespräch auf die eigenartige Erscheinung des Weherberges kommt, „den hatt de Wind dar herweicht, de Nam seggt dat ja alt.“ Sprachlich geht die Silbe „Weher“ aber auf: weiche, wege, webe = Hain, Waldgegend zurück.

J. Sch.

Sprüche zur Ernte.

Wer in der Ernte schläft, wird zuhause.

(Sprüche Salomonis.)

Lobe die Ernte nicht, bevor du sie nicht in die Scheune gebracht hast.

Nach einer schlechten Ernte muß wieder gesät werden.

Die Ernte hängt mehr ab vom Jahr als vom Acker und des Pfluges Schar.

Wenn die Ernte eingefahren ist, lesen die Bettler auf den Stoppeln.

Wer in der Ernte nicht hilft schneiden, muß im Winter Hunger leiden.

Und wer zur Ernte schläft, wird im Winter aufwachen.

Solange die Erbe steht, soll nicht aufhören Same und Ernte!
(1. Mos. Kap. 8.)